



Jägerlatein

Global Village: Auf einer Messe in Reno treffen sich Jagdfreunde aus aller Welt und streiten um Regeln und Bräuche der Pirsch.

Es ist da, seit 30 Jahren schon, wenn in Nevada die große Jagdmesse eröffnet wird. Nur zweimal fehlte er, und dafür hatte Rick Coome eine gute Entschuldigung.

Er war auf der Jagd. Einmal zu Hause in South Dakota und dann in Südafrika, wo er auf alles schoss, was er daheim nicht vor die Büchse kriegt: Kudu-Antilopen, Buschböcke, Warzenschweine.

Und was er erlegte, aß er auch. Sogar das Warzenschwein, denn das ist sein Prinzip: alles zu essen, was er schießt. Er sagt, er töte nicht, um zu töten. Auf seiner Visitenkarte steht: „Jagdbberater von South Dakota bis Südafrika“.

Für Rick Coome ist die Jagd mehr als eine Leidenschaft, sie ist ihm, genau genommen, der Inbegriff alles Guten: Tradition, Sport, Kunst, ein Mittel zur Nahrungsgewinnung, ja ein Grundpfeiler der Demokratie. Und alles, was er für die Jagd benötigt, gibt es auf der alljährlichen Messe in Nevada zu bestaunen.

Hinter ihm öffnet sich eine Halle mit ausgestopften Bären, Zebras und Nashörnern. An den Messeständen laufen Videos, in denen im Sekundentakt Tiere in sich zusammensacken, Hirsche und Elefanten, Löwen und Flusspferde. „Best Hippo Shots“ heißt eine DVD. Unternehmen präsentieren Jagdtrophäen und Videospiele, in denen der Schütze seine „Total Kills“ maximieren muss, die Zahl der abgeschossenen Tiere. Reiseveranstalter bieten Jagdausflüge an, nach Alaska, Argentinien, Afrika, überall dorthin, wo das Wild noch frei herumläuft und legal geschossen werden darf.

Rund 20000 Besucher aus aller Welt kommen deshalb jedes Jahr zur Tagung der Großwildjäger des „Safari Club International“ nach Nevada und sehen sich die größte Jagdmesse Amerikas an. Sie zeigt die Jagd als eine Milliardenindustrie, die jeden Wunsch erfüllt, bis hin zum Jägerurlaub in Iran.

Für viele Amerikaner – und US-Politiker, die eine Wahl gewinnen wollen – ist die Jagd ein Grundrecht. Und wehe dem, der die Wildtöterei mit allzu engen gesetzlichen Fesseln, bürokratischen Vor-

schriften oder umweltpolitischen Auflagen beschränken möchte. Mit der Waffe auf der Pirsch fühlt sich Coome, der Mann mit dem Zwirbelbart und dem Cowboyhut, der gegerbten Haut und seinen Ehrennadeln, wie ein Robin Hood, ein Vorkämpfer des kleinen Mannes.

Wenn Coome Europäer sieht, fällt ihm als Erstes Nicolae Ceaușescu ein. Auch der rumänische Diktator jagte gern. „Ceaușescu hat an einem Tag acht Braunbären geschossen“, sagt Coome. Wer kann sich das schon leisten? Acht Bären an einem Tag! Ein Traum, findet Coome, den sich in Europa aber nur Privilegierte

Sprache, die nur für die Jagd verwendet werde. Ein Hirsch ist nicht einfach groß und schön, sondern „kapital“, er vergießt kein Blut, sondern „Schweiß“. Es gibt Nachschlagewerke für dieses Jägerlatein: etwa „Knaurs Großes Jagdlexikon“. In Amerika wird einfach nur getötet: „Kill“ ist hier gleich „Kill“, sagt der deutsche Jäger Norbert Ullmann.

Der Unternehmer aus Forsthart in Bayern ist dort Präsident des Safari Club International, er kennt beide Seiten. Er hat 15 Monate für seinen Jagdschein gebüffelt. Denn in Deutschland wird man nicht einfach Jäger, indem man in den Wald geht. „Die Amerikaner brauchen nur vier Tage Sicherheitskurs. Das ist für uns unvorstellbar.“

Das Einfache und das Unbekümmerte, das die Amerikaner zum Jagen treibt, ist ihm verdächtig. „Je größer etwas ist, desto lieber schießen die Amerikaner drauf“, sagt Ullmann. „Wenn sie die Wahl haben zwischen einem Fasan und einem Rentier, dann nehmen sie das Rentier.“ Es gehe immer nur um das, was sie „Monster-Trophäen“ nennen.

Ein deutscher Jäger missbilligt solche Maßlosigkeit. In Deutschland kann ein Jäger seinen Schein verlie-

ren, wenn er betrunken Auto fährt oder wenn er Steuern hinterzieht. Jedes Jahr ist in Nevada dieser Zusammenprall der Jagdkulturen zu beobachten zwischen Europäern, die in höfischen Traditionen stehen, und Amerikanern, die es für ein in der Verfassung garantiertes Recht halten, sich notfalls ihren Lebensunterhalt selbst zusammenschießen zu können.

Als Rick Coome ein kleiner Junge war, nahm ihn sein Vater mit auf die Jagd. Er liebte das, es waren schöne Stunden, und jedes Jahr zu Thanksgiving kamen sie mit drei Fasänen nach Hause. Sie waren nicht reich, sie hatten nicht genug Geld, um sich zum Erntedankfest einen Truthahn zu leisten wie die anderen Familien, aber weil die drei Fasane auf den Tisch kamen, dachte Coome, ihnen ginge es genauso gut wie allen anderen.

Heute weiß er: Sie waren arm. Sie haben es nur nicht gemerkt. **MARC HUIJER**



Jagdbberater Coome in Reno: „Acht Bären an einem Tag“

erfüllen können, nicht der einfache Mann, nicht der gemeine Jäger. Genau da liegt für ihn der Unterschied. „Bei uns in Amerika darf jeder zur Jagd gehen, in Europa sind es nur Könige, Aristokraten und Reiche.“ Im Übrigen sei dort alles so bürokratisch, wie in Deutschland, wo Coome auch einmal jagen gehen wollte, bevor ihn der Papierkram abschreckte.

In Europa gebe es in der Tat Regeln und Bräuche, niemand könne einfach zur Jagd gehen und Tiere erlegen, sagt Förster Klemens Bugelnig aus Miesenbach in Niederösterreich, der an seinem Stand für Jagdausflüge wirbt. „Allein Europas Jagdkultur ist schließlich Jahrhunderte älter als die USA.“ Wenn man es genau nehme, sagt Bugelnig, gebe es bei den Amerikanern noch nicht einmal eine ordentliche Jägertracht.

Österreich und Deutschland, schwärmt der Förster, pflegten sogar eine eigene

GILLES WINGASSON / DER SPIEGEL